

An den Quellen des Nils

Erschienen in:

Nationalpark-Jahrbuch Unteres Odertal (17/Band III), 122-128

Die Sehnsucht und die Suche nach den Quellen des Nils sind so alt wie die europäische Kulturgeschichte. Der Nil war in der Antike der Inbegriff der Fruchtbarkeit. »Ägypten ist ein Geschenk des Nils«, so wusste es schon der griechische Geograph Herodot. Wo die übrigen Flüsse ihren Anfang nahmen, die den fruchtbaren Halbmond im Vorderen Orient als Wiege der menschlichen Kultur bewässerten, wusste man, wo der Nil seine Quelle hatte dagegen nicht. Für den antiken Menschen verlor sich der Nil spätestens in den undurchdringlichen Sümpfen des Sudd. Aristoteles, der betrachtende Denker, hatte schon seine Vorstellung davon, wo der Nil herkommt. Der Strom der Ströme entspringe den Silberbergen. Selbst dort gewesen ist er nicht, auch kein anderer Grieche, soweit die kühnen Seefahrer auch ansonsten auf ihren Entdeckungsreisen vorgedrungen sein mögen. Selbst Kaiser Nero hatte eine Expedition ausgeschiedt, die aber in den Sümpfen stecken blieb.

Der Astronom und Geograph Claudius Ptolemäus von Alexandrien verortete im zweiten nachchristlichen Jahrhundert die Nilquellen auf den sagenumwobenen Mondbergen, die nicht im Nirgendwo, sondern auf seiner sehr konkreten Afrikakarte aus zwei großen Seen Ostafrikas entspringen.

Seitdem suchen die Menschen nach den Quellen des Nils, im 19. Jahrhundert, als die ersten Europäer in das dunkle Herz Afrikas vorstießen, besonders intensiv. Es gab einen richtigen Wettlauf um ihre Entdeckung. James Grant und John Speke standen dann am 28. Juli 1862 am Ausfluss des Viktoria-Nils, wie er heute genannt wird, aus dem Viktoriasee. Mit Macht strömen dort die Wassermassen aus dem größten See Afrikas nach Norden. Zusätzlich sprudeln am Ausfluss des Nils unterirdische Quellen in den See, deren Strudel man vom Boot aus auch heute noch gut sehen kann. Die Einheimischen fahren die Touristen gerne mit ihren Booten zu dieser Nilquelle. Nicht nur die ausfließenden Wassermassen des vielleicht längsten Stromes der Welt faszinieren, sondern auch die umgebene Tierwelt. Nilpferde und Krokodile gibt es hier nicht mehr, aber Reiher, Ibis und Kormorane und unzählige Eisvögel. Noch lebt der See, wenn er auch, belastet durch Kunstdünger und Abwässer aller Art, schwer um sein Leben ringt.

Aber diese Nilquelle ist keineswegs die einzige. In den Viktoriasee münden zahlreiche Flüsse, beispielsweise der große Akagera, der die Wassermassen aus Burundi und Ruanda herbeischafft. Diesen Zufluss dazugerechnet wird der Nil deutlich länger.

Alles Wasser des regenreichen zentralafrikanischen Grabens sammelt der Nil und führt es auf dem längsten denkbaren Weg zum Mittelmeer. Jeder See, jeder Fluss, jeder Bach gehört zu seinem Einzugsbereich. Alle anderen Wege zu den Weltmeeren werden durch Gebirge und Höhenzüge nach Norden versperrt.

Wo aber kommt der Nil nun wirklich her? Von den Silberbergen, wie Aristoteles meint? Von den Mondbergen, wie Ptolemäus mutmaßt? Am Westrande des zentralafrikanischen Grabens liegt das interessanteste Gebirge Afrikas, umgeben von zahlreichen toten oder noch tätigen Vulkanen.



Abb. 1: Nur selten werden die vergletscherten Bergspitzen des Ruwenzori-Gebirges sichtbar. (Foto: J. Bahrdt)

Dieser Graben reicht vom Berg Hermon an der libanesisch-israelischen Grenze über den Jordangraben, das Tote und Rote Meer, über Äthiopien bis eben nach Zentralafrika, treibt den Kontinent sukzessive auseinander. In dieser geologisch so bewegten Grabenzone hat sich das vielgipflige Ruwenzori-Gebirge, selbst nicht vulkanischen Ursprungs, unter tektonischen Bewegungen aus dem Urgestein aufgefaltet. Mehrere Gipfel sind über 5.000 Meter hoch und damit nach dem Kilimandscharo und dem Mt. Kenia die dritthöchsten Gipfel des Kontinents. Dieses Gebirge ist unglaublich regenreich. Mit über 3.000 Milliliter Niederschlag pro Quadratmeter und Jahr fällt dort sechsmal so viel Regen wie in Berlin, das ganze Jahr über, nicht nur in der Regenzeit.

Das Bergmassiv hüllt sich meist in Nebel. Die Gipfel sind stets wolkenverhangen, blauer Himmel und klare Sicht die absolute Ausnahme. Dann aber sieht man die Gletscher! Auch die auf dem Ruwenzori sind durch die Klimaerwärmung in den letzten Jahren deutlich geschrumpft, aber wegen der höheren nächtlichen Niederschläge trotz ihrer geringeren Höhe noch immer größer als die auf dem Kilimandscharo. Dessen Eiskappe hatte 1848 seine Entdecker, die katholischen Missionare Krapf und Rebmann, in ungläubiges Erstaunen versetzt. Die Gletscher im tropischen Afrika werden in wenigen Jahren restlos verschwunden sein.

Wer die Ruwenzorigipfel erwandert oder besteigt, kommt um das Wasser nicht herum. Wasser ist sein beherrschendes Element. Es gurgelt und strudelt, es gluckert

und schäumt, von unten und oben, von allen Seiten. Regenmassen tropischen Ausmaßes stürzen, zum Glück häufig des Nachts, vom Himmel herab. Bäche und Flüsse sammeln das Wasser, treten über die Ufer, reißen die wenigen Brücken davon. Da gibt es dann weder Weg noch Steg. Der normale Auf- und Abstieg durch Bachbetten ist kaum mehr möglich. Wasser, gerade erst versickert, tritt an anderer Stelle wieder sprudelnd hervor. Jedes Stück des Weges mit Gefälle wird so zum Bach, ohne Gefälle zum Teich und was nach dem Abzug des Wassers übrigbleibt, ist Sumpf und Matsch, ohne Ende.

Ein Blick auf die Bergspitzen, bei gutem Wetter bis auf die Gletscher, gibt dem Suchenden die Antwort: Dort oben, im scheinbar ewigen Eis, liegen die Quellen des Nils. Auch der Nil ist, wie die auf dem St. Gotthard entspringenden Flüsse Rhein und Rhone, Reuß und Tessin, ein Gletscher gespeister Fluss, und für das Schmelzwasser gibt es keinen anderen Weg zum Mittelmeer als über den Nil nordwärts. Sicher, das meiste Wasser versickert und verdunstet im ewigen Kreislauf des Wassers, kehrt wieder als Regen oder Schnee, lagert jahrelang als Firn und Eis, um sich dann erneut auf die lange Reise zu machen. Erst nach vielen Kreisläufen des Versickerns und Verdunstens, des Aufsteigens in Wasserdampf gesättigten Wolken und des erneuten Herabregens, wird das ein oder andere Wassermolekül eben doch seinen Weg über Bäche, Flüsse und Seen finden und mit dem Nil die lange Reise nach Norden antreten.

Der Wanderer im Ruwenzori läuft meistens im Matsch und Sumpf, selten auf Fels, denn alles Holz und jeder Stein ist von Moosen und Farnen überwuchert. Dieser Fels, fast immer feucht, aber doch rau und trittfest, wird hin und wieder aufgelockert durch glitzernde, leuchtende Steine, gerade dann, wenn ihn die Sonne erreicht. Selten funkelt er golden, meistens silbern.



Abb. 2: Das Dreihornchamäleon (*Trioceros jacksonii*) steigt im Ruwenzori Nationalpark die Berge hoch hinauf, bis 2.000 Meter. (Foto: J. Bahrdt)



Abb. 3: Riesen-Senezien (*Dendrosenecio elgonensis*) bestimmen im typischen Bergnebel die Vegetation in der alpinen Region. (Foto: A. Vössing)

Es ist sicher nicht das reine Element Argentum, aber es schimmert noch silberner als das Silber der Münzen und des Schmucks. Aristoteles ist nie hier gewesen, aber silbern schimmern die Silberberge schon. Quellen des Nils gibt es unendlich viele, nicht nur eine. Die höchsten und schönsten liegen auf dem Ruwenzori. Die eine Quelle des Nils gibt es nicht, aber die Silberberge des Aristoteles, von denen viele Nilquellen zu Tale sprudeln.

Der 996 km² große Ruwenzori-Mountains-Nationalpark wurde 1991 geschaffen und schließt im Westen direkt an den Kongo an. Für den Touristen wird neben kleineren Touren der sieben Tage Central Circuit angeboten. Führer, Träger und die Übernachtungen in den sechs Hütten auf diesem Rundweg können am Parkeingang in Nyakalengija gebucht werden. Mehr als 12,5 Kilogramm darf man keinem Träger, der ja auch noch sein eigenes Gepäck für sieben Tage tragen muss, aufbürden. So kommt rasch ein kleines Expeditionskorps zusammen.

Der Wanderer beschreitet, ähnlich wie auf den anderen zentralafrikanischen Gipfeln, beim Aufstieg alle Vegetationszonen, zunächst den tropischen Regenwald. Geradezu geheimnisvoll und märchenhaft wird die Vegetation ab 3.000 Meter mit ihren nur hier vorkommenden Riesenlobelien (*Lobelia rhynchopetalum*) und Riesensenezien (*Dendrosenecio adnivalis*). Zwar gibt es vom Elefanten (*Loxodonta africana*) bis zum Leoparden (*Panthera pardus*) auch allerlei Großwild, erwähnenswert wäre das seltene Riesenwaldschwein (*Hylochoerus meinertzhageni*) und die ebenso scheue Sitatunga-Antilope (*Tragelaphus spekii*), doch bekommt man von den 70 Säugetierarten so gut wie nichts zu Gesicht, wegen der dichten Vegetation, vor allem aber, weil der Wanderer voll und ganz damit beschäftigt ist, in seinen Gummistiefeln den Weg durch den Morast zu finden. Die Monate Juni bis September sollen eigentlich etwas trockener sein, im Jahre 2008 waren die vermutlich auch wegen der Klimaverände-

rungen besonders feucht. Auch die 170 Vogelarten erschließen sich nur dem gut ausgerüsteten Spezialisten. Die Artenvielfalt ist so divers wie kaum an einem anderen Platz der Welt. Entscheidend sind das Gesamterlebnis, die Einsamkeit, die Ruhe und die fremdartigen Pflanzen, ja, und hin und wieder ein Blick auf die Gletscher vor blauem Himmel.

Die Hütten auf dem Central Circuit Trail sind äußerst einfach, Selbstversorgung Pflicht. Die Karawanen der Träger und Askaris sind bei einer siebentägigen Tour dementsprechend lang. Alles muss für eine Woche mitgenommen werden, außer Wasser, das gibt es reichlich. Auch die Askaris sind immer dabei, martialisch mit ihren Kalaschnikows ausgerüstet. Die kongolesische Grenze ist ganz nah. Ob die Waffen noch zum Schießen taugen, bleibt zum Glück offen.

Auf dieser relativ langen Höhentour kann die Höhenkrankheit dem Wanderer zum Problem werden. Die meisten Hütten liegen zwischen 3.000 und 4.000 Meter. Wer dort höhenkrank wird, muss auf dem Heimweg zunächst wieder zu den deutlich über 4.000 Meter hohen Pässen aufsteigen. Das kann für Höhenkranke zur Todesfalle werden. Abkürzungen, Straßen und Rettungshubschrauber gibt es nicht, nur diesen einen Pfad, auf dem jeden Tag nur eine begrenzte Zahl von Touristen zugelassen wird. Die Vegetation ist hoch sensibel, das Ökosystem fragil. Und doch sind zahlende Touristen notwendig, um Arbeitsplätze zu schaffen und den Einheimischen zu verdeutlichen, dass Naturschutz und Ökotourismus sich auszahlen. Der Ruwenzori ist ohne Frage ein Feuchtgebiet von internationaler Bedeutung, vielleicht das am höchsten gelegene der Welt.



Abb. 4: Im Mount Elgon-Bergmassiv folgen auf die landwirtschaftlich genutzten Zonen ausgedehnte Bambuswälder, hier der Autor mit Askaris. (Foto: J. Bahrtdt)



Abb. 5: Der Nördliche Hornrabe (*Bucorvus abyssinicus*) bewohnt die untere, trockene Vegetationszone im Ruwenzori Nationalpark. (Foto: J. Bahrdt)

Uganda, die Schweiz Afrikas, hat also nicht nur wie sein großes, unerreichtes Vorbild große Binnenseen, sondern auch schneebedeckte Berge, die man auf geführten Touren erwandern kann. Neben dem nicht vulkanischen Ruwenzori-Gebirge an der Westgrenze bietet sich vor allem der Mount Elgon an der Ostgrenze des Landes an, ein vulkanisches Bergmassiv, das sich um eine gigantische Caldera anordnet. Der Gipfel des Vulkans ist vor Urzeiten weggesprengt, man blickt vom Kraterrand in die gewaltige Caldera, mit einem Durchmesser von acht Kilometern. Der Vulkan muss früher weit über 5.000 Meter hoch gewesen sein. Anders als um die solitären Vulkane des ostafrikanischen Grabens in Kenia und Tansania, namentlich der Kilimandscharo oder Mount Kenia, ist hier der Bergwandertourismus noch sehr einfach und ursprünglich, aber es fehlt eben auch ein sensationeller, solitärer und heute wenigstens noch in Resten schneebedeckter Kegel. Der höchste Punkt ist heute der Wagagai Peak (4.321 Meter), immerhin der achthöchste Gipfel Afrikas. Er ist leicht zu besteigen, wenn man mit der Höhe zurechtkommt, ebenso der Jackson's Summit (4.160 Meter). Die Vegetationszonen im 1.145 km² großen Mount Elgon-Nationalpark, 1993 geschaffen, ähneln denen anderer afrikanischer Vulkane. Bis zur Höhe von 2.300 Metern wandert man durch Kulturland, bis 3.300 Meter durch große Bambuswaldbestände, danach öffnet sich die afro-alpine Zone mit riesenhaften Senezien und Lobelien, manche davon endemisch. Die Lobelien wachsen fallusartig, während die Senezien zur Verzweigung neigen.



Abb. 6: Phallusartige Riesen-Lobelia im Mount Elgon Nationalpark (Foto A. Vössing)

Mehrere, auch mehrtägige Routen wurden für Touristen entwickelt. Der bekannteste, der Sasa-Trail, beginnt in Budaderi. Eine Infrastruktur gibt es nicht, noch nicht einmal Berghütten wie im Ruwenzori. Alles wird den Trägern aufgeladen, die Zuladung ist auf 18 Kilogramm pro Träger beschränkt. Aber man kann sein Zeug auch selber schleppen, wenigstens teilweise. Bei mehrtägigen Wanderungen, bei denen also die ganze Campingausrüstung und Verpflegung mitgetragen werden muss, kommt man allerdings ohne Träger nicht aus. Auch die Askaris sind schwer bewaffnet immer dabei. Grenzgebiete, hier zu Kenia, gelten immer als kritisch, und Überfälle auf Touristen gehen um die Welt und sind im höchsten Maße geschäftsschädigend. Man wird also gut bewacht, obwohl die Lage eigentlich sicher ist. Man ist gut beraten, einen anderen Weg hinab als hinauf zu nehmen, beispielsweise den Sasa-Trail für den Aufstieg und den Sipi-Trail für den Abstieg zu wählen.

Wie die anderen Berge Ostafrikas ist auch der Mount Elgon ein Regenfänger mit ganzjährig hohen Niederschlagsmengen, in der Summe über 1.300 mm pro Quadratmeter und Jahr, ohne Frage ein Feuchtgebiet von großer Ausstrahlung. Wasserfeste Ausrüstung ist also zwingend notwendig und oben in der Bergtundra, über 4.000 Meter, kann es auch empfindlich kalt werden.

Wildtiere sind auf den Wanderungen eher nicht zu sehen, obwohl die Sicht in der offenen Bergtundra eigentlich gut und weit geht. Hin und wieder kreuzen Elefanten- oder Büffelherden die Caldera.

Etwas Besonderes ist auf dem Rückweg über den Sipi Trail die große Tutum-Fledermaushöhle, sozusagen die einzige feste Unterkunft auf dem Rundweg. Eigentlich sollte man sie meiden, denn der Fledermauskot ist hoch infektiös, aber Dauerregen trieb uns doch für die Nacht hinein. Es war vielleicht das einzige Mal, dass ich in einer Höhle sicherheitshalber ein Zelt aufgeschlagen habe. Man muss sein Glück oder Unglück ja nicht versuchen. Der Sipi-Pfad endet, wie schon der Name sagt, an den Sipi-Wasserfällen. Der schmale Wasserfall stürzt 99 Meter in die Tiefe, nach fünf Tagen ohne Waschwang bietet er eine erfrischende Abwechslung.